Gold und Ehre.

Von Otto M. Moeller.
Aus dem Dänischen übersetzt von J. Mangold.

(3. Fortsetzung.)

Besonders am Abend, wenn die Arbeit für den Tag gethan und Erik seinen Schlafrock angezogen und die lange Pfeife angezündet hatte und seine Frau sich mit einer kleinen Arbeit beschäftigte, war es köstlich. Den ganzen Tag über sehnten sie sich beide nach diesen Abendstunden, und um die Zeit, wo sie nicht beisammen waren, um so rascher zu vertreiben, waren sie beide sehr eifrig thätig, jedes auf seine Art. Das Bewußtsein, verheirathet zu sein und ein gemeinsames Heim zu haben, hatte den Reiz der Neuheit noch nicht für sie verloren, und wenn endlich die Schlafenszeit kam, war Erik imstande, sein Weibchen in die Arme zu nehmen, mit ihr im Zimmer umherzutanzen und ihr zu versichern, er sei der glücklichste Mensch unter der Sonne, was regelmäßig ihren Einspruch hervorrief, indem sie behauptete, daß zu diesem Geschäft jedenfalls zwei gehörten.

Manchmal, wenn die junge Frau gerade keine Beschäftigung finden konnte und nicht länger allein sein mochte, warf sie einen Shawl um die Schultern und lief in das im andern Flügel des Gebäudes liegende Laboratorium hinüber. Es belustigte sie, ihn mit Bluse und kurzer Schürze bekleidet zu sehen. So war sie eine andächtige Zuschauerin, wenn er Kaolin analysirte oder die Schmelzbarkeit verschiedener Mischungen oder neu zubereiteter Farbstoffe zum Brennen auf Glas oder Porzellan untersuchte. Wenn sie sich gegenüber den merkwürdigen Dingen, die er vornahm, gar zu unwissend zeigte, benutzte er die Gelegenheit, ihr einen Vortrag über die Grundregeln der Chemie zu halten, der gewöhnlich mit einem Kusse oder einem kleinen Walzer endete.

Uebrigens war es ganz behaglich im Laboratorium. Der Raum war viel höher, als die Zimmer ihrer Wohnung, die Fenster breiter und heller. Zur Rechten stand der Ofen, worin beständig ein lustiges Feuer prasselte, und ein Schrank mit Instrumenten, auf der andern Seite Flaschen mit Chemikalien in allen Farben und mitten vor dem Fenster ein großer Tisch, worauf Reagensgläser und Apparate in bunter Unordnung umherstanden, aus der die feine analytische Wage in ihrem Glasgehäuse wie ein Aristokrat aus einem Pöbelhaufen hervorragte.

Ach, das Leben war doch nicht übel, das mußte er, Erik Poulsen, wenigstens bekennen; er hatte jedenfalls keine Ursache, sich zu beklagen. Wenn er alles in allem nahm, hatte es das Geschick doch recht gut mit ihm gemeint; er war gerade auf den Weg im Leben gesetzt worden, wohin er gehörte, und alle Mächte waren ihm gnädig gewesen.

Von seiner Frau wollte er lieber gar nicht reden; in dieser Hinsicht war er unerhört glücklich gewesen. Welches junge Mädchen, dachte er, würde bei dem Gedanken, in einer einsamen Fabrik draußen auf dem Lande, ohne Umgang mit anderen Menschen nur mit ihm zu wohnen, gejubelt haben? Und welche war so rein, so uneigennützig und mit wenigem zufrieden, wie sie?

Ach, er war so bange gewesen, daß die sechsundsechzig Kronen monatlich nicht ausreichen würden! Wie hatte sich ihr Vater nicht gesträubt, seine Einwilligung zur Hochzeit zu geben, weil er meinte, es sei ein zu geringes Einkommen, um daraufhin zu heirathen. . . . Und nun legten sie geradezu Geld zurück! Er möchte doch die sehen, die ihr das Kunststück nachmachte; eine so vernünftige, sparsame kleine Frau war sie.

Wenn er davon sprach, lachte sie ihn wirklich auch noch aus und sagte, es sei das beste, wenn er noch ein Jahr warte, ehe er ihr ein Zeugniß als gute Haushälterin ausstelle, denn neue Besen kehren immer gut. Aber davon wollte er nichts hören. — — —

Die Tage flogen — unsere jungen Leute wußten kaum, wie — einer wie der andere, und doch ohne Einförmigkeit, obschon sie ganz für sich lebten. Ein paarmal waren sie Abends zum Direktor eingeladen, auch einmal beim Materialienverwalter, aber sonst nirgends. Und doch hatten sie sich an diesen Abenden danach gesehnt, nach Haus zu kommen. Sie seien „wie zwei Turteltauben", bemerkte die Frau Direktor geistreich, aber, du lieber Gott, sie waren ja auch noch in den Flitterwochen.

Der Winter zögerte lange, bevor er seinen steifen Nacken beugte. Die Sonne stand jeden Tag höher am Himmel, und es blieb länger hell. Zur Mittagszeit schmolz der Schnee draußen auf den Wegen, und in manchen Nächten sank die Temperatur nur einen Grad unter Null, aber dafür wurden die Wege zu Sümpfen. Trockenen Fußes konnte man nicht vor die Thür gehen, und die Feuchtigkeit drang durch alle Fugen. Bei den jungen Leuten war es noch erträglich, aber bei Materialienverwalters war es geradezu furchtbar.

Die schönen Abende wurden noch eine Zeit lang fortgesetzt. Erik hatte jetzt angefangen, in allem Ernst weiter zu studiren. Es war, als ob das einsame Leben an dem weiten Moor etwas von dem Ergeiz früherer Tage, der im letzten Jahre vor dem neuen, alles andere in den Schatten stellenden Liebesglück, so sehr in den Hintergrund gedrängt worden war, daß er manchmal beim Gedanken an seine jugendlichen Träumereien die Achseln gezuckt hatte, wieder ins Dasein gerufen hätte. Wenn er auch nicht mehr daran dachte, sich einen Namen unter den ersten zu gewinnen, so hatte er doch keineswegs den Wunsch aufgegeben, weiter zu kommen. Eine oder die andere Entdeckung, die ihm einen Namen verschaffte, konnte ihm der Zufall wohl doch noch in den Schoß werfen.

Dank seiner „süßen, vernünftigen, sparsamen kleinen Frau", war es ihm möglich, ein paar ausländische Zeitschriften für Chemie zu halten, und er hatte sich im Laufe der Zeit genug zusammengescharrt, daß er sich einige hervorragende Werke der neueren chemischen Literatur anschaffen konnte, die er früher ganz durchzustudiren keine Gelegenheit gehabt hatte. Nun saß er häufig des Abends und las . . . mit gewissen kleinen Unterbrechungen als schuldigen Tribut für die andere Großmacht, mit der er sich außer der Chemie verbunden hatte.

Neben seiner täglichen Berufsarbeit machte er im Laboratorium Versuche auf eigene Hand. Um die nöthige Zeit dazu zu gewinnen, stand er früh auf und arbeitete oft, bis die Dämmerung herabsank. Dabei war er auf einen Faden gestoßen, dem er folgte. Eines Tages, wo er sich mit den Uranverbindungen beschäftigt hatte, war etwas wie ein Blitz vor ihm aufgeflammt, ohne daß er sich später darüber Rechenschaft hätte geben können, was eigentlich in jenem Augenblick wie ein Lichtstrahl durch seine Gedanken geschossen war. Er hatte nur die Empfindung, daß ihm etwas durch den Kopf gegangen sei.

Inzwischen nahm er die Abende zu Hilfe, wozu er die Erlaubniß unter der Bedingung erhielt, daß auch sie „mit dabei sein dürfe," und daß sie ihre schönen Abende im Laboratorium abhielten.

„Möchtest Du gern ein berühmter Mann werden?" fragte sie ihn einmal.

Im ersten Augenblick war er etwas verlegen, denn er hatte ihr seinen jugendlichen Ehrgeiz nicht gebeichtet, ebenso wie er ihn sich selbst nicht mehr so recht eingestehen wollte. Wenn er studire und Versuche mache, meinte er, so thue er das nur zu seinem Vergnügen, aus einfachem Interesse, ohne jeden tiefern Hintergedanken. Die Leute würden ihn ja auslachen, wenn er ein zweiter Berzelius werden wolle, und für so kindliche Pläne sei er doch zu alt.

„Aber Du möchtest doch gern?" fragte sie wieder, aber er drückte sich um die Antwort herum, indem er den Spieß umkehrte.

„Möchtest Du gern, daß ich ein berühmter Mann würde?"

Lächelnd sah sie zu ihm auf.

„Ob ich das möchte? Glaubst Du, daß mir etwas in der Welt zu gut für Dich wäre?" antwortete sie, indem sie ihn am Bart zupfte . . . „und doch!" Sie wurde plötzlich ernst. „Könnten wir glücklicher werden, als wir sind? Wäre es nicht besser, wenn es immer so bliebe, wie jetzt? Wer weiß, ob wir beide dabei gewönnen, wenn Du ein großer Mann würdest? — Ach, mein lieber Erik, wir sind ja so glücklich!"

Mit einem leuchtenden Blick sah er sie an.

„Und warum sollten wir nicht glücklich bleiben, selbst wenn . . . selbst wenn ich ein großer Mann würde?"

Bei diesen Worten umfaßte er sie und tanzte ausgelassen mit ihr herum.

„Warum nicht, kleiner Schatz? . . . Ja, das würden wir . . . ja, das würden wir! Hörst Du wohl?"

Sechstes Kapitel.

Das Frühjahr meldete sich. In den Wäldern, die Rönningshof umgaben, schimmerte das erste Grün, auf dem Moor, wo der letzte Schnee längst geschmolzen war, zeigten sich neue Farbentöne, und die Lerchen sangen, daß es nur so hallte.

Jeden Tag schien die Sonne, die Luft erwärmte sich, die Wege wurden wieder gangbar und die Abende kürzer, so daß es sich nicht mehr der Mühe lohnte, Licht anzuzünden.

Nun war der Sonntag, wenn alle Pflichtarbeiten ruhten, der beste Tag der jungen Eheleute. Dann machten sie selbander lange Spaziergänge durch die Wälder, und als es immer mehr Sommer wurde, nahmen sie manchmal ihr Essen mit und kehrten erst Abends heim, wenn die Dämmerung bereits herabgesunken war. Ein schönes Bild bot sich ihnen, wenn sie auf die Spitze der Anhöhe kamen und die Fabrik unten im Halbdunkel liegen sahen, wo die Flammen aus den Schloten der Schmelzöfen schlugen und die feuchte Moorluft darüber in einem rothgoldenen Feuerschein erglühte. Sie wußten, daß da unten ihr eigenes kostbares Heim lag, wo es so friedlich und schön war. Das Gefühl ihres Glückes war manchmal überwältigend, und Hand in Hand, jauchzend, wie die Kinder, liefen sie den Weg hinab, der heimwärts führte.

Inzwischen studirte Erik eifrig seine Zeitschriften und bemühte sich nach Kräften, auf der Höhe seiner Wissenschaft zu bleiben. Mit besonderer Vorliebe machte er sich mit der neueren theoretischen Chemie bekannt, die in ihrer ganzen Ausdehnung zu studiren er früher keine Gelegenheit gehabt hatte. Dadurch lernte er manches, was ihm bei seinen Versuchen von Nutzen war. Die Arbeiten, die die Fabrik von ihm verlangte, waren nicht sehr umfangreich, und man war gar nicht gewöhnt, daß der Fabrikchemiker sich in irgend welcher Weise anstrengte.

Der Direktor aber nahm die Sache auf seine Weise.

Eines Tages fand er sich im Laboratorium ein, und nachdem er eine passende Einleitung gemacht hatte, kam er mit seinem Anliegen zum Vorschein. Er fände es im höchsten Grade anerkennenswerth, wenn ein junger Mann danach strebte, sich in seinem Fach weiter zu bilden, und er könne sich nur sehr lobend über die Gründlichkeit und Sorgfalt aussprechen, womit er — Poulsen — seine Arbeiten ausführe, aber — so peinlich es ihm auch sei . . . er müsse der Aktiengesellschaft für Alles Rechenschaft ablegen, was die Fabrik betreffe, und es lasse sich nicht leugnen, daß die Kosten des Laboratoriums, die Rechnungen für Chemikalien u. s. w. im letzten halben Jahre bedeutend gestiegen seien, daß sich zum Beispiel, um nur eins anzuführen, die Ausgaben für ein einziges Reagens wie Platinchlorid, auf etwa fünfzehn Kronen beliefen, und . . . ja, es würde ihm Freude machen, der Privatthätigkeit des Herrn Chemikers im Laboratorium jeden Vorschub zu leisten, und er wolle ihm nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen, sondern ihm nur zur Erwägung anheimstellen, ob es nicht möglich sei, mit diesen theuren Stoffen etwas sparsamer umzugehen. Er — der Direktor — hoffe, daß er — Poulsen — seine Aussprache nicht übel nähme . . . aber, wie gesagt, er selbst müsse Rechenschaft ablegen.

Erik aber nahm es doch übel, denn diese Kleinlichkeit verdroß ihn sehr. An so etwas hatte er auch nicht einen Augenblick gedacht, da auf dem Polytechnikum von einer Knauserei in dieser Hinsicht keine Rede gewesen war.

Anfänglich wollte er seiner Frau gar nichts davon sagen, allein sie bemerkte seine Verstimmung und ließ ihm keine Ruhe, bis sie wußte, was vorgefallen war. Sie gab ihm vollständig recht, als er schwor, daß er in Zukunft nicht ein Milligramm von den Reagentien der Fabrik für seine Privatversuche verbrauchen wolle.

Gleichwohl wurde die Sache geordnet. Der Direktor war thatsächlich ein wohlwollender Mann, nur etwas pedantisch in Rechnungssachen. Bei der nächsten Versammlung des Verwaltungsraths setzte er eine Erhöhung des Budgets des Laboratoriums durch, als Anerkennung für die Tüchtigkeit und den Fleiß des Fabrikchemikers, und Erik nahm diese Aufmerksamkeit, wenn auch mit innerem Widerstreben, an, da er nicht gut nein sagen konnte. Nachdem nun seine Privatthätigkeit im Laboratorium auf diese Weise von der Aktiengesellschaft gutgeheißen worden war, machte er nach Herzenslust Versuche, aber das durch den Vorfall in ihm erwachte unbehagliche Gefühl der Abhängigkeit von dem Leiter der Fabrik, woran er früher keinen Gedanken verschwendet hatte, konnte er nicht wieder los werden. Sein Stolz krümmte sich ein wenig darunter, aber lieber Gott . . . wer war denn vollkommen unabhängig?

So setzte er denn seine Versuche fort.

(Fortsetzung folgt.)

— Guter Rath. Kunde: Haben Sie noch von der Milch, die Sie mir gestern Abend verkauften? Milchhändler: Gewiß! Kunde: Na, dann gießen Sie sie schnell weg! Es kommt gerade jemand von der Wohlfahrtspolizei auf Ihren Laden zu!

— In der Verlegenheit. Sepp (zum Naz, der soeben aus dem Wirthshause hinaus geworfen wurde): Ja, Naz, dich ham's ja aussa g'schmissen. Naz (sich reibend): Das macht nix — das macht nix — iit — wär' sowieso schon fortg'gangen!

— Ausweg. „Der Leutnant Krähwitz kann sich noch immer nicht entscheiden, welche von meinen beiden Töchtern er nehmen soll?" — „Wieviel bekommen denn Ihre Töchter mit?" — „Jede gleich viel!" — „Da geben Sie einfach der einen etwas mehr!"

— Rache. Herr: „Treiben Sie doch das Pferd besser an!" Kutscher: „Darf nicht, ich bin Mitglied vom Thierschutzverein. (Später nach beendigter Fahrt.) Krieg' ich kein Trinkgeld?" Herr: „Darf nicht, ich bin Mitglied vom Verein gegen das Trinkgeldgeben."

— Kindermund. Onkel (starker Schnupfer): Siehst du, mein Kind, so ein Prischen Tabak erheitert das Gemüth und verlängert das Leben. Hänschen: Aber, Onkel, wenn du dann den Tabak immerfort in die Nase thust, wird deine Nase doch länger leben als du?!

— Gut gegeben. Baron (zum Diener): „Weißt Du auch, daß meine Ahnen bis zu den Raubrittern zurück verfolgt werden können?" Diener (dessen Herr fortwährend in Geldkalamitäten ist): „Aber gelt, Herr Baron, geraubt haben s' doch a bißerl zu wenig für Sie!"

Als Offizier unter Bergarbeitern.

Von Hauptmann Detlef Schmude.

(Berliner Tageblatt.)

Das Beispiel des Hauptmanns Schmude, der als Handarbeiter in der Zeit der Kohlennot mit einer kleinen Schar von Erwerbslosen die Arbeit in der Kohlengrube „Fürst Bismarck" in Wolpte begann, hat gute Wirkung gehabt. Der Offizier ist der Berggenosse seiner Leute geworden und seine soziale Absicht, erst belächelt und verkannt, wird nun schon von vielen begriffen.

Die Redaktion hat mich aufgefordert, zu erzählen, wie ich auf den Gedanken gekommen bin, die Waffe gegen das Werkzeug umzutauschen und meine Kraft da einzusetzen, wo ich der Allgemeinheit und mir selber am besten nützen zu können vermute: im Kohlenbergwerk. Den äußeren Anstoß gab ein tragikomisches Militärabenteuer, von dem hier nichts gesagt werden mag. Aber mein Ziel, das ich schon damals erkannte, war, über die Arbeit in volkswirtschaftlich wichtigen Betrieben zur Siedlung zu schreiten und mit einer kleinen Schar ehemaliger Soldaten auf diese Weise zu unserem bescheidenen Teile zur Steigerung der Kohlenförderung mit beizutragen.

Mein Antrag an die Reichsregierung, mir Mittel zu diesem Zweck zu gewähren, d. h. mir für zwei bis drei Wochen Löhnung, Verpflegung und Unterkunft für meine Leute zu geben, die mit mir ins Bergwerk rücken wollten, fand wohl Anklang beim damaligen Demobilmachungs-Minister und beim Reichswirtschafts-Minister Wissell, wurde aber vom Kabinett verworfen. Mein Plan ging dahin, durch ein kleines, persönliches Beispiel die Wege zur Umschaltung der Wehrmacht in eine Arbeitsmacht zu weisen, Arbeits- und Siedlungs-Freikorps zu gründen und mit ihnen unserem Wirtschaftsleben helfend beizuspringen.

Anfang Mai rückte ich mit einer Handvoll Magdeburger Erwerbsloser ins norddeutsche Braunkohlenrevier und nahm mit diesen als gewöhnlicher Arbeiter die Arbeit auf der Grube „Fürst Bismarck" in Wölpte auf, lebte mit ihnen in einer ehemaligen Russenkaserne und teilte Freud und Leid mit den Männern, die, der Großstadt entsagend, meinem Rufe zur Arbeit im Bergwerk gefolgt waren.

Wir waren ein bunt zusammengewürfeltes Korps. Männer aller Berufs- und Partei-Schattierungen: die einen mit festem Arbeitswillen, die anderen gelockt von der Sehnsucht nach einem eigenen Heim auf eigener Scholle — alle aber erfüllt von Vertrauen zu dem, der als Offizier bereit war, Arbeit und Leben mit ihnen zu teilen. Wir arbeiteten anfangs in einer geschlossenen Kolonne unter Führung eines Vorarbeiters. Die Kameradschaft unter uns war famos. Die harte Arbeit siebte uns aber dennoch durch. Wer nicht fest zu packte, schied aus. Handfeste Leute brauchten wir, wollten wir unser Siedlungsbeginnen durchführen; denn da galt und gilt es, selber Hand anzulegen am Aufbau unserer Häuser, und dies — nachdem wir acht Stunden in der Grube gearbeitet haben.

Allabendlich fast kamen wir in einer unserer Barackenstuben zusammen und berieten die einzuschlagenden Wege, um zu unserem Ziel der Seßhaftmachung zu gelangen. So schlossen wir die „Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft Neu-Deutschland", um durch sie unser Vorhaben zu verwirklichen, das heißt, über die gemeinsame Arbeit im Bergwerk zur Siedlung zu schreiten.

Die Leute der alten Belegschaft sahen uns — den „Hauptmann und seine Kompagnie" — als Spartakisten an, dann als verkappte „Noskiden" und schließlich doch als das, was wir waren, sind und sein wollen — nämlich Arbeiter, die ihr Brot verdienen und durch geordnete Selbsthilfe zur Siedlung schreiten wollen.

Bald zündete der Gedanke des eigenen Heimes auf eigener Scholle derartig in unserem Revier, daß eine Ortschaft nach der anderen von Wölpte und Umgegend, in denen Bergarbeiter sitzen, sich der kleinen Gruppe Magdeburger anschlossen. Die von diesen aufgestellten Grundsätze: treue Kameradschaft und Arbeitswilligkeit und die damit verbundenen Siedlungsbedingungen, die den gleichen Geist der gegenseitigen Hilfe und Achtung vor einander, und den der Eintracht zwischen Geistes- und Handarbeitern atmen, wurden bisher ausnahmslos anerkannt. Die Bewegung griff bald auf das benachbarte Kaligebiet über — und keiner von den vielen Hunderten von Berg- und Landarbeitern, die sich in der Siedlungs- und Arbeitsgemeinschaft zu gleichem Streben nach gesünderen Wohnungen und Lebensverhältnissen zusammengefunden haben, hat wider die von meinen Magdeburgern festgelegten Grundsätze, wie sie jetzt vom Deutschen Arbeitsbund auch vertreten werden, Einspruch erhoben. Da es sich um Erringung wirtschaftlicher Faktoren handelt, die uns zu einer Steigerung der Produktion führen sollen, und da Angehörige aller Parteien sich zu diesem Streben zusammengefunden haben, wurde aus der Arbeiterschaft heraus beschlossen, politische Tendenzen keiner Richtung in unseren Reihen zu verfechten.

Die Arbeit in der Grube hat mir keine Schwierigkeiten bereitet. Die fett- und zuckerarme Ernährung aber ließ den Körper früher erlahmen, und mir ging aus eigenem Erleben das Verständnis auf für die Tatsache der Unmöglichkeit, eine Produktionssteigerung ohne gleichzeitige bessere Ernährungsweise zu erzielen. Schafft bessere Wohn- und Ernährungs-Verhältnisse, und der deutsche Arbeiter wird wieder zur alten Leidenschaft gelangen! Diesem Ziel dient mein Streben.

Von der Lösung der Landfrage hängt es ab, ob der Bergarbeiter sich bereitfinden wird, mit allen Kräften an seiner Stelle dem wirtschaftlichen Zusammenbruch zu steuern. Der Hunger, die Sehnsucht nach einem kleinen Stückchen Land und einem kleinen, behaglichen Heim ist unter Berg- und Landarbeitern unglaublich groß. Nur wenn wir diesen Hunger stillen und damit die Basis schaffen für eine kulturelle Hebung des deutschen Arbeiterstandes, nur dann werden wir von den unseligen Folgen des Weltkrieges allmählich gesunden.

Die Bergarbeiter unseres Bezirks wissen, daß ich aus dem Offizierstande hervorgegangen bin, aber sie wissen auch, daß ich mit allen Fasern meines Herzens für die Erfüllung ihrer Sehnsucht nach einer Heimstätte eintrete, und darum achten sie mich. Sie wissen auch, daß ich mich nicht scheue, jede Arbeit anzupacken und mit ihnen die Unbequemlichkeiten des Kasernenlebens zu teilen. Bezeichnend dürfte die Tatsache sein, daß ich in den hinter mir liegenden fünf Monaten auch nicht die leiseste Taktlosigkeit seitens der Arbeiter mir gegenüber erlebt habe. Ein Auseinanderplatzen der Meinungen — meist aus der verständlichen Ungeduld der Arbeiterschaft, bald zu ihrem Ziele gelangen zu wollen, hervorgehend — ist nicht ausgeblieben, aber nie hat dies zu persönlichen Verletzungen geführt. Ich habe meine Freude daran, wenn der Arbeiter von Vertrauen zu mir erfüllt, seinem Herzen Luft macht, und beide lachen wir, wenn die Ursache zu Mißstimmungen beseitigt ist. Es ist ein Leben wie im Felde, ohne die zwängenden Formen der gebieterischen Unterordnung, d. i. die unter die zwingende Logik der Tatsachen, des Lebens, der Vernunft. Und gerade das ist es, was mich und meine geistigen Mitarbeiter an dem großen Siedlungswerk im Helmstedter Kohlen- und Kalibezirk mit so herzlicher Freude erfüllt. Hier im werktätigen Leben zeigt es sich, wer eine wahrhafte, unerschütterliche Führernatur ist. Hier nur zeigt es sich, wer eine ganze Persönlichkeit ist, die allen Stürmen zu trotzen die geistige und moralische Kraft hat.

Und hier möchte ich meine Mahnung richten an all die vielen, die, von meinem Beispiel begeistert, auf gleichen Bahnen wandeln möchten. Begeisterung, Idealismus reichen nicht zu. Hier heißt es, rücksichtslosen Willen gegen sich selbst, gegen die anerzogenen alten Anschauungen zu üben, die, vom Leben überholt, mit den Tatsachen nicht in Einklang zu bringen sind. Hier heißt es: umlernen. Das erfordert das Opfer der Selbstentäußerung, das heischt gebieterisch, nichts anderes sein zu wollen, als ein schlichter, gerader Mensch, der ohne Rücksicht auf alte, liebgewordene Gewohnheiten wie jeder andere Arbeiter Hand anlegt, um unserem kranken Wirtschaftsleben zu helfen.

Wer bereit ist, als Offizier zum Beispiel, ganz, ganz von unten auf anzufangen, wer den äußeren Offizier ablegt: dem bieten sich so grenzenlose Aussichten des Aufstieges gerade in der Braunkohlen- und Kaliindustrie, daß ich jedem gebildeten Manne, der erwerbslos geworden, nur raten kann, in die Gruben hinein zu gehen und da Hand anzulegen, wo es not tut. Kein Meister fällt vom Himmel. Aber die Grubenarbeit lernt sich im Laufe der Zeit ebenso gut, wie jede andere. Es ist und muß unsere Rekrutenzeit sein im Heer der Arbeit. Bestehen wir sie gut, dann stehen uns ungeahnte Möglichkeiten im Wirtschaftsleben offen. Durch die Arbeitsgemeinschaft, wie ich sie mit meinen braven Magdeburgern begründet habe, gewinnen wir die so notwendige Korrektur unserer leider so einseitigen Welt- und Lebensanschauung; aber auch der Werkarbeiter lernt den Geistesarbeiter erst durch dieses auf das natürlich Menschliche aufgebaute Zusammenleben und -arbeiten von der rechten Seite kennen und achten.

Den Weg hierzu geebnet zu haben, ist das — mich mit Dank erfüllende! — Verdienst der handvoll Magdeburger Arbeiter, die mir nach der Grube „Fürst Bismarck" gefolgt sind.

Das Genie.

Skizze von Ernst Murr.

Der Pepperl war ein Genie. Das stand vom ersten Tag an fest. Schon daß er sich gerade diesen Vater und eben diese Mutter — denn so zwei gab es auf der Welt nicht mehr — heraussuchte, hatte etwas Geniales. Nicht minder, daß er ausgerechnet am Sonntag um 12 Uhr das erste Licht beschrie. Daß er der Bas Lina, wie die zum Besuch kam, nicht wie andere Kinder das Gesicht, sondern grundsätzlich die rosige Kehrseite zuwandte. „Der Bub is was Besonderes!" meinte sie — und sie verstand sich auf solche, die noch in den Windeln lagen. Und so ging es bei ihm weiter — Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr für Jahr. Er zerriß seine Schreipuppen nicht wie andere Lutzendkinder, sondern warf sie gleich zum Fenster hinaus. Er prügelte nicht die stärksten Buben durch, die ihn wieder hätten hauen können, sondern suchte sich immer die schwächeren heraus. Er lernte in der Schule die einfachsten Sachen nicht, die jeder begriff. Er fiel schon in der ersten Klasse durch, nicht erst in späteren, wo das auch anderen Schuljungen hie und da passiert. Er brachte nicht bloß zeitweise schlechte Noten heim, sondern jedesmal und entzückte dadurch im stillen seine Eltern. Denn sie wußten unter Anführung zahlreicher Beispiele aus der engeren und weiteren Geschichte darzutun, daß noch jeder geniale Mensch ein schwacher Lerner gewesen war. Als er auf die Mittelschule kam, brachte er es im ersten Vierteljahr fertig, daß er wegen dummer Streiche entlassen wurde. Das goldene Handwerk, das er dann erlernen sollte, genügte selbstverständlich seinem genialen Zuge ebensowenig. Er kam von einem Meister zum andern, brachte jeden schnell zur Verzweiflung, weil er nirgends was taugte, und überzeugte seine Eltern dadurch — wenn es dessen erst noch bedurft hätte — vollkommen, daß er zu „etwas Höherem" geboren war und die kleinlichen Fesseln nicht vertrug, in die sich die Mehrzahl der anderen Menschen schlagen ließ, ja, darin sogar bei ihrem beschränkten Untertanenverstande anscheinend glücklich wurde.

Der Pepperl war ja auch ganz glücklich. Er war immer vergnügt und guter Laune, vor allem in den zahlreichen und nicht zu kurz dauernden Zwischenpausen zwischen dem einen Berufe und dem andern. „Laßt ihm nur Zeit!" meinte der Vater. „Seine Stunde hat eben noch nicht geschlagen!" — „Ganz richtig!" fügte die Mutter bei. „Unser Bub braucht ein anderes Augenmaß wie die Kinder sonst. Die Welt wird sich schon einmal auf die Seite drehen, wo seine Begabung liegt — und dann werdet ihr Krämerseelen was erleben, daß euch allen miteinander die Augen vor Neid und Bewunderung übergehen! Paßt nur auf: Entweder erfindet er einmal was, das die ganze Welt umkrempelt, oder er bringt sonst etwas auf das Tapet, das noch nie dagewesen ist. Plötzlich wird es kommen!"

Er klopfte das Geld seiner Eltern mit einer Beschleunigung durch, die man nicht für möglich gehalten hätte. Er lernte nicht ein einzelnes ehrenwertes Mädchen kennen, verliebte sich in sie, verlobte sich mit ihr und heiratete sie in der herkömmlichen spießbürgerlichen Weise — an jedem Eck und Ende des Städtchens hatte er seine Liebschaft, ließ jede sitzen, die ihn nicht sitzen ließ, und tat damit den „dummen Frauenzimmern" gerade recht, wie Vater und Mutter überzeugt waren und das auch in seiner Gegenwart jedem sagten, der es hören wollte oder auch nicht. — „Nehmt euch in acht!" meinte endlich, wie ihm schon ein ziemlicher Schnurrbart wuchs, der alte biedere Onkel Theodor. „Nehmt euch in acht! Er ist auf dem besten Weg zu einem Lumpchen!" Statt betrübt zu sein und bedenklich zu werden, schlugen sie aber da beide ganz glücklich die Hände ineinander und riefen: „Gott sei Dank! Endlich ist es heraus, das Wort vom „Lumpen", auf das wir schon so lange gewartet haben — noch jeder geniale Mensch ist in den Augen seiner kurzsichtigen, engbrüstigen Verwandten einmal ein „Lump" geworden! Das bestätigt uns gerade die Richtigkeit unserer Anschauung über unseren grundgescheiten Pepperl, der eben nicht die gewöhnlichen Wege geht und in keine Bleisoldatenschachteln paßt! Ihr werdet ihm den „Lumpen" noch fußfällig abbitten!"

Er rompelte auch gelegentlich da und dort mit diesem und jenem der Hunderttausende von Paragraphen zusammen, mit denen die Menschen im Laufe der Zeit allmählich ihre Wege eingeengt haben. Er wanderte dabei sogar bald in dies und das Gefängnis — ein deutliches Zeichen mehr für seine Eltern, daß er nicht unter diese kleinen Menschen paßte und mit Siebenmeilenstiefeln über ihre Häupter hinwegschritt. Er war noch immer nichts, als sich schon sein Scheitel lichtete und andere in Amt und Würden oder in auskömmlichen und zufriedenen bürgerlichen und ländlichen Lebensstellungen standen. Aber seine Eltern wurden dadurch nicht irre an ihm, sondern schworen gerade deshalb nur um so fester auf seine Genialität — und er selbst war schon in dem Glauben daran so seelenfest geworden, daß ihn alle Ermahnungen kalt und nur noch lächeln ließen.

Und so kam denn die Zeit, da erst der Vater und dann die Mutter die Augen zudrückten. Die guten Leute hatten sicher gar manchen schweren Kummer um ihn ausgestanden, der vielleicht sogar an ihrem Lebensfaden herumgenagt und ihn schließlich abgebissen hatte. Aber sie ließen das weder vor sich noch vor andern, am allerwenigsten aber vor ihm merken und hatten in ihrer Sterbestunde das einzige rührende Bedauern, daß es ihnen nicht mehr vergönnt sein sollte, das Erwachen des Löwen, das Aufstehen des Genies, das ja sicher kam, zu erleben.

Und da stand er nun plötzlich ganz allein und die zwei einzigen auf der Welt, die an seine Sondersendung geglaubt und darauf geschworen und ihn darum gehätschelt hatten, waren fort. Er blieb einsam zurück unter lauter Spießern, die ihn nicht kannten und nicht zu würdigen wußten.

. . . . Und so steht er heute noch fechtend an den Straßenecken herum und lungert in den Spelunken umher — und wenn ihm ja noch irgendwer darüber Vorhalt machen und ihn eines anderen Weges weisen will, dann lächelt er bloß überlegen vor sich hin und denkt sich: „Arme dumme Teufel! Was wißt denn ihr von einem Genie, wie ich eines bin?! — Nur froh bin ich, daß ich mich nie durch das entweiht habe, was ihr Arbeit und ein geordnetes, geregeltes Dasein heißt!"

Verlumpt, verwildert, tiefe Runen um die blaugeäderte Nase, humpelt er des Wegs und sammelt mit überlegenem Lächeln die Pfennige in seinem brüchigen Hut — den schäbigen Tribut der knechtischen Alltagsmenschen an ihn, den König im Reiche der Geister — das Genie, das ewig unverstandene. . . .

Kleider aus Ananasblättern.

Es ist schon lange her, daß Mutter Eva, laut biblischer Ueberlieferung, ihre ersten Kleider aus Blättern von Pflanzen machte, und noch heute haben die Blätter vielfach einen großen Wert für Bekleidungszwecke. Jeder in Amerika kennt die Ananas, oder „pineapple", als eine liebliche Labespeise; aber wahrscheinlich haben nur wenige Amerikaner bis jetzt davon gehört, daß die Blätter als Bekleidungsmaterial dienen, und daß von den Chinesen die Pflanze sogar eigens für diesen Zweck angebaut wird, während man sich für den Speisewert nur wenig in den betreffenden Gegenden zu interessieren scheint. Neuerdings wird aber empfohlen, es auch in Amerika mit der Verwendung von Ananas-Blättern für richtige Kleiderstoff-Fabrikation zu versuchen, sintemal jeden Ersatzstoff hierfür gut gebrauchen kann!

Durch ein ganz einfaches Verfahren wird die Faser aus den Blättern ausgesondert und in Fäden verarbeitet, welcher abgesponnen und verwoben wird.

Rache.

Ein Mann besaß eine g[roße] schwarze Katze, die die, unangenehme Eigenschaft hatte, ab und zu [beim] nächstwohnenden Butcher ein [Stück] Fleisch zu stehlen. Der Schlächter redete mit dem Besitzer der K[atze] mehrere Male darüber; aber die Katze besserte sich nicht, und da stellte jener das Ultimatum:

„Wenn die Katze mir jetzt noch ein einziges Mal Fleisch maust, vergift' ich sie."

Einige Tage darauf sah er [die Katze] wieder, wie das Tier mit einem [großen] Stück davonrannte. Er streute kleine Stücke vergiftetes Fleisch [aus] und am nächsten Morgen lag die schwarze Katze tot und steif vor der Türe ihres Besitzers.

Dieser wartete, bis der Laden des Butchers mit Kunden und Kunden gefüllt war. Dann trat er ein, die tote Katze unter dem Arm. Mit kräftigem Schwunge warf er den Kadaver auf den Haublock und dabei rief er, daß es jeder hören konnte:

„Da, John! Das sind jetzt [nicht] undsiebzig. Die anderen zweiundzwanzig bring ich noch vor abend."

— Das Geheimnis. Frau Zangerl: „. . . Aber ja mir wollt[en] ter erzählen, geli?"

Frau Beißer: „O, wie können [wir] so was glauben, Frau Zangerl! [Was] können Sie alles sagen — ich erzähl[e] nix weiter! Da haben Sie [mein] Hand drauf!" (Frau Zangerl und Frau Beißer trennen sich.) — Frau Beißer: „Da kommt die Frau Spitzerl. Weitererzähl'n darf ich's [nicht] — aber fragen kann ich sie ja mal, ob sie's schon weiß!"